

Nr. 192 Bromberg, den 24. August 1933.



Roman von Hanns Gelsam.

(17. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

Sie umflogen den Campanile, strichen über die Piazetta mit dem anliegenden Dogenpalast und sahen senkrecht unter sich die grauen Bleikuppen der Basilica di San Marco.

Allmählich hatten sich Alfreds Augen an den Blick aus der Vogelperspektive gewöhnt. Er erkannte einzelne Gebäude, Kirchen und Brücken wieder. Hier sah er die Ponte Rialto, dort die Kirche Giovanni e Paolo, dann San Sebastiano und den Palazzo Grimani.

Andere Paläste der reichen Venezianer, Museen und zahllose Brücken tauchten auf und verschwanden wieder. Selbst das Standbild des Colleoni, ein wundervolles Reiterdenkmal dieses Condottiere, war von hier oben zu erkennen und wirkte fast lebendig.

Bald aber wandten sie Venedig den Rücken, flogen über die Lagune, überholten den langsam die Fluten durchschneidenden Triestiner Dampfer, der eben das Ufer am Markusplatz verließ, und dann lag auch schon San Michele, die kleine Friedhofsinsel von Venedig, hinter ihnen.

Recht niedrig flog die Maschine, so daß Käte Alfred auf die ziemlich deutlich sichtbare schwarze Gondel aufmerksam machen konnte, die einen mit roten Tüchern verhängten Sarg zum Friedhof brachte. Die in anderen Gondeln folgende Trauergesellschaft ließ es sich nicht nehmen, den Flug genau zu verfolgen.

Im nächsten Augenblick hatte die Maschine Morano, das alte, bunte Inselstädtchen, unter sich liegen. Fast jeder Besucher Venedigs hat auch einen Abstecher mit der Gondel zu den weltberühmten Glasbläsern in Morano gemacht. Winzig kleine Gassen umgaben hier den uralten Dom von San Donato.

„Mein Vater wird jetzt mit Marga dort unten sein, um sich die Kunst der Glasbläser in dieser Glasmacherstadt anzusehen!“ rief Käte Alfred zu. Doch schon hatte das Flugzeug kehrt gemacht, sich höher und höher geschraubt und eilte nun zur offenen Adria hin. In schnellem Fluge ging es am Lido entlang.

Fast die gleiche Route, die am Nachmittage bei der Coppa Schneider beflogen werden sollte, schlug jetzt der Führer ein. Bis Chioggia dehnte sich dieser Ausflug längs der italienischen Küste in südlicher Richtung aus, wie Alfred mühelos feststellen konnte.

Auf dem Rückfluge passierte die Maschine die Porto di Malamoco und befand sich plötzlich über dem wie ein Märchenschloß am Strande liegenden Excelsior-Palasthotel.

Porto di Lido mit dem dahinterliegenden italienischen Marineflughafen wurde noch überflogen, dann endlich senkte sich das Flugzeug, setzte sanft auf dem Wasser des Golfs von Venedig auf und kehrte zur Abflugstelle zurück.

„Nun, was sagen Sie jetzt nach dieser kleinen Probe, Herr Wenger?“ fragte Käte, als sie wieder Boden unter den Füßen hatten.

Alfred sah zuversichtlich in die aufleuchtenden Mädchenaugen. „Wir werden es morgen schaffen, darauf können Sie sich verlassen!“

*

Am Nachmittage kündigten drei Kanonenschüsse von der Porto di Lido und bald darauf die am ganzen Strande entlang aufgestellten Lautsprecher an, daß die Coppa Schneider begonnen habe. Wenige Augenblicke später sah man in der Ferne den ersten Flieger. Man hörte seinen Motor, und ehe man recht zuschauen konnte, war er im 450-Kilometer-Tempo über die Köpfe der Zuschauer hinweg. Es war der aussichtsreichste englische Kandidat.

Bald folgten auch die übrigen Teilnehmer auf ihren Rennhydroplanen in wahnsinnigem Tempo. Der Scheitelpunkt am Hafen von Malamocco wurde in blitzschnellen Kurven genommen. Siebenmal mußte die 50 Kilometer lange Strecke durchflogen werden.

Die Italiener hatten unzweifelhaft Pech. Gleich nach dem Start mußte einer ihrer Teilnehmer wegen Motordefekts aufgeben, und vor Ablauf der ersten 50-Kilometer-Runde auch ihr zweiter Vertreter. Zum Schluß kämpfte noch der letzte Italiener verzweifelt gegen die drei englischen Piloten; aber in der letzten Runde mußte auch er aufgeben. So fiel der mit Spannung erwartete Sieg an die Engländer.

Kaum hatte der Lautsprecher das Schlußresultat genannt, als die italienische Militärkapelle die englische Nationalhymne intonierte, worauf die italienische Hymne und der Faszistenmarsch folgten.

Im Excelsior-Palasthotel fand anschließend die feierliche Preisüberreichung durch den italienischen Kronprinzen statt, und Telegraph und Radio meldeten das Ergebnis in alle Welt.

Die Flieger des Internationalen Zuverlässigkeitsfluges waren zu der feierlichen Siegerehrung als Ehrengäste geladen. So stand Käte denn als einzige weibliche Person im Kreise der Flieger und erwartete mit ihnen den festlichen Akt.

Ehrhardt, der dicht neben Käte stand, legte im Gegensatz zu seinem sonst bei allen Situationen immer gleichbleibenden ruhigen Wesen diesmal eine merkwürdige Unruhe an den Tag.

„Was ist bloß mit Ihnen los?“ fragte ihn Käte endlich, als die kurze offizielle Feier vorüber war. Sie gingen beide durch das Foyer, verabschiedeten sich von den übrigen Flugkameraden und schritten dem Hotel Villa Regina zu, wo Käte von ihren Angehörigen erwartet wurde.

„Was ist nur mit Ihnen los?“ wiederholte Käte draußen, als sie allein waren.

„Ich will es Ihnen sagen“, antwortete Ehrhardt ernster, als es sonst seinem Wesen entsprach. „Stoßen Sie sich nicht

an Zeit und Stunde, zu der ich Ihnen jetzt mit solch wichtigen Dingen komme. In der letzten Zeit konnte ich Sie zu keiner Minute unter vier Augen sprechen. Selbst gestern abend bei dem märchenhaft schönen Feste war es nicht möglich. Ein längeres Zögern nimmt mir so viel von meiner Ruhe, daß ich einfach nicht mehr in der Lage bin, länger auf eine Entscheidung zu warten. Käte, ich hab' Sie lieb, so lieb, daß ich von ganzem Herzen bitte, mir nicht länger mehr nur Sportskameradin, sondern in Zukunft auch Lebenskameradin zu sein."

Gespannt schaute er Käte an, auf die entscheidende Antwort wartend. Käte war jedoch über den plötzlichen Antrag so sehr überrascht, daß sie geraume Zeit brauchte, um sich zu sammeln.

Langsamer schritt sie an seiner Seite durch den knirschenden Kies, wechselte wiederholt die Farbe in ihrem schmalen Gesichtchen und brachte dann mühsam mit leise bebender Stimme hervor: „Weshalb sagen Sie mir das jetzt?"

„Warum ich es jetzt sage? — Ach, schon lange brannte mir diese entscheidende Frage auf den Lippen. Ich wollte eine günstige Stunde abwarten, aber sie kam nicht. Erst sagte ich mir, daß ich das Ende unseres Rundfluges abwarten wollte, um in Genf mit Ihnen zu sprechen. Aber dann hielt ich es doch für falsch. In Genf, wenn Sie, als glückliche Preisträgerin von der ganzen Welt geehrt und geachtet, meinen Antrag gehört hätten, der dann vielleicht nur einer von vielen war, hätte sehr leicht bei Ihnen der Gedanke kommen können, daß ich die erfolgreiche und weltberühmte Fliegerin zur Frau begehrt hätte. Und der Gedanke liegt mir fern. Ich begehre ja nicht die mutige Fliegerin, sondern ich möchte Sie, so wie Sie sind, mit Ihrem ungekünstelten, natürlichen und freien und doch nicht emanzipierten Wesen als Gattin und Weggenossin. Seit der Stunde, da ich Sie daheim im Kreise Ihrer Angehörigen sah, ohne Flugdreß und Sportallüren, war es mein sehnlichster Wunsch, mit Ihnen vereint zu werden."

Jetzt schwiegen beide, gingen wortlos an einigen ihnen entgegenkommenden Menschengruppen vorüber und standen schon bald vor der rötlich aus dem üppigen Grün des Vorgartens emporlugenden Villa Regina.

Käte schaute traurig zu ihrem Begleiter empor. Es tat ihr leid, ihrem Kameraden wehe tun zu müssen.

„Es ist zu spät", sagte sie leise. „Wären Sie vor einigen Tagen mit Ihrer Frage gekommen, so hätte ich mir Bedenkzeit erbeten, denn da war mein Herz noch völlig frei, und ich schätze Sie als Mensch und Kamerad und Freund mehr als jeden anderen Menschen. Aber nun ist es anders gekommen. Seit gestern weiß ich, daß ich einen anderen Menschen liebe, daß ich ihn so sehr liebe, daß nichts meine Liebe zu ihm erschüttern kann, selbst wenn ich ihm nie angehören sollte. Bleiben Sie mein Freund, Ehrhardt, anders kann ich nicht, denn dazu ist es jetzt zu spät."

*

Der letzte Tag des Internationalen Zuverlässigkeitsfluges war angebrochen. Käte Holten hatte am frühen Morgen mit ihren Angehörigen und Alfred Wenger den Lido und Venedig verlassen. Ehrhardt befand sich bei ihrer Ankunft auf dem Flugfelde bei Mestre bereits bei den Maschinen und begrüßte sie mit altgewohnter Herzlichkeit.

Daß die Aussprache des vorhergegangenen Tages nicht spurlos an ihm vorübergegangen war, sah Käte sofort; Ehrhardt aber ließ sich nichts anmerken. Mit Hilfe seines Monteurs hatte er Kätes Doppeldecker noch einmal einer eingehenden Prüfung unterzogen und alles in bester Ordnung gefunden.

Kurz vor dem Start wurden die Piloten von der Flugleitung noch einmal zusammengerufen. Die neuesten Wettermeldungen wurden bekanntgegeben und auf die hauptsächlichsten Schwierigkeiten bei der bevorstehenden Alpenüberquerung hingewiesen.

Bei klarem Wetter und guter Sicht bildet die Alpenüberfliegung an sich keine besonderen Schwierigkeiten, da ja das Steigvermögen und die Steighöhe der modernen Flugmaschinen ausreichen.

Ganz anders aber verhält sich die Sache bei schwankender oder ungünstiger Witterung. Da die Alpen als Wetterscheiden verhältnismäßig selten im ganzen Gebiet günstige Witterungsverhältnisse aufweisen, sind die genauesten Wettermeldungen vor dem Start zu einem Alpenfluge wichtiger als bei jedem anderen Fluge.

Das war so ungefähr der Inhalt der Erklärung, die der italienische Flugleiter in schlechtem Französisch seinen Wetterberichten anschloß. Das gemeldete Wetter war gut, selbst die soeben telegraphisch von Genf übermittelte Meldung lautete günstig. Lediglich von dem Tessiner und Berner Alpenmassiv wurde ein Tiefdruckgebiet gemeldet, dem man keine allzu störende Bedeutung beizumessen brauchte.

Schnell verabschiedete sich Käte vom Vater und von der Schwester, auch Alfred drückte dem Professor und Marga die Hand, dann hieß es sich sputen, denn der Start war bereits freigegeben.

Trotz der bis zum äußersten gefüllten Betriebsstofftanks kam der schnittige Doppeldecker mit seiner starken Belastung gut vom Boden, stieg in kürzester Zeit höher und höher und glitt in ruhigem Fluge schnell davon. Ein letztes Tücherwinken während einer über dem Flugplatz geflogenen Runde, dann blieben der Platz und Mestre, Venedig und das blaue Wasser der Adria allmählich zurück.

Käte und Alfred richteten nun ihr ganzes Augenmerk auf ihre Tätigkeit. Die auf ihren Karten eingezeichnete Route wies zunächst nach Verona, dann zum Südzipfel des Garda-Sees, zum Comer See und schließlich zum Lago Maggiore, von wo aus die Alpenberge überflogen werden mußten.

Zunächst gestaltete sich der Flug recht einfach. Um das etwa 100 Kilometer entfernte Verona zu erreichen, brauchte man bei der klaren Sicht nur der Eisenbahnlinie in westlicher Richtung zu folgen. Im grellen Sonnenscheine breitete sich unter den Fliegern die venezianische Tiefebene aus. Am Horizont zog sich die endlose Bergwand der Trientiner Alpen hin. Padua wurde nach kurzer Zeit überflogen, und schneller als man erwartete tauchten die Türme Veronas auf.

Mitten über die Stadt mit der uralten Festung, mit den alten Toren, dem wiederhergerichteten mächtigen Amphitheater und den prunkvollen Palästen ging der schnelle Flug. Käte hatte ihre Maschine absichtlich recht tief heruntersteigen lassen, um sich und ihrem Begleiter einen raschen Einblick in die historische Stadt zu ermöglichen.

Auf der Piazza Vittoria Veneto, dem Corso Emanuele und der Via XX. Settembre standen die Menschen und winkten zu ihnen empor. Kaum gegrüßt — gemieden, lag auch diese Stadt bald hinter ihnen, und schon tauchte in der Ferne der Garda-See auf.

Alfred überschaute die Karte und den Kompaß und übermittelte Käte den neuen Kurs West zu Nord. Eine große, weiße, langweilige Landstraße, von mächtigen Ulmen umsäumt, führte unten zwischen Weinbergen und Maisfeldern und weißen Dörfern geradeswegs zum Südende des Garda-Sees.

Endlich war der See erreicht. In einer Breite von etwa 15 Kilometer mußte er in seinem südlichen Teile überflogen werden. Käte ließ die Maschine zuvor bedeutend höher steigen, damit sie aus dieser beträchtlichen Höhe bei plötzlichem Versagen des Motors noch im Gleitfluge Land erreichen konnte.

Tief unten breitete sich der dunkelblaue See aus, zu dem die steilen Vorberge der Alpen weiß und wild hinunterstürzten wie grimmige Riesen. Ein Dampfer glitt hinaus in die blaue Tiefe, und da und dort zog langsam ein Segel, winzig klein, über die Fluten.

Alfred schaute bewundernd zu dem herrlichen Panorama hin. Dann suchte er mit dem Feldstecher die einzelnen Punkte ab. An dem Ufer sah er wundervolle Blumengärten und palmenumsäumte Promenaden, und aus dem Hintergrunde schauten die Schneegipfel wie leuchtende Zuckerhüte herunter auf das Grünen und Blühen zu ihren Füßen.

Bald war das jenseitige Ufer erreicht. Über steile Hänge, in denen zwischen kletternden Reben die Häuser wie Schwalbennester klebten, ging es im raschen Fluge. Schöne weiße Hotels mit stolzen Terrassen, die sich wie ein Märchen in Weiß und Blau im stillen Wasser spiegelten, leuchteten wie ein letzter Gruß des Garda-Sees hinauf.

Näher und näher schoben sich die Bergriesen heran. Nach West-Nord-West wurde jetzt geflogen. Hinter Brescia hieß es bei der Erdorientierung aufpassen, denn bei Rovato teilte sich die so schön als Wegweiser zu benutzende Bahnlinie und zweigte westlich nach Mailand ab, während sie nordwestlich über Bergamo zum Comer See führte. (Forts. folgt)

Vandalismus.

Von Dr. Fr. Adolf Kerrl.

Vandalismus! Was versteht man darunter? Barbarische Zerstörungslust, sinnlose Vernichtungswut, die sich an allem austobt, was schön und wertvoll ist, die nichts achtet und sich an allem vergreift, was anderen heilig und teuer erscheint.

Und so Fürchterliches heftet sich an den Namen eines germanischen Stammes, der Vandalen! Nie hat die „Geschichte" ein vernichtenderes Urteil über ein Volk gefällt.

Ist dieses Urteil gerecht? — Wie ist es entstanden?

Allgemein wird angenommen, daß es in der Zeit der Französischen Revolution von dem Bischof von Blois geprägt sei — er selbst war auch der Meinung, es zuerst angewandt zu haben. In Wirklichkeit aber entstand es im Italien der Renaissancezeit. Wie ist das gekommen? Folgender geschichtlicher Vorgang liegt zu Grunde: Im Jahre 455 v. Chr. rief die Kaiserin Eudoxia, deren Gemahl Valentinian III. von dem Senator Maximus ermordet, und die dann von dem Mörder und Usurpator zur Ehe mit ihm gezwungen war, den Vandalenkönig Geiserich (richtiger Genserich), der auf dem Gebiete Karthagos sein Reich gegründet hatte, nach Rom, daß er sie an dem Mörder räche. Und nicht umsonst wandte sie sich an den ritterlichen Sinn des germanischen Heerkönigs. Er kam, eroberte Rom und ließ den Kaisermörder hinrichten. Dann zog er zurück, ohne daran zu denken, etwa selbst den Kaiserthron zu besteigen, ferner ohne andere Städte und Gegenden Italiens überhaupt betreten zu haben. Ausdrücklich hatte Geiserich seinen Vandalen befohlen, die Tempel, Kunstbauten, Bildwerke zu schonen und nichts zu zerstören, denn er führe Krieg nicht gegen Steine, sondern gegen Menschen. Aber er hätte diesen Befehl gar nicht zu geben brauchen, denn wie ihr Heerkönig hatten auch seine Vandalen Verständnis für alles Schöne. Bewundernd standen sie vor den Denkmälern antiker, d. h. griechischer Kunst, — denn bekanntlich stammten alle Kunstwerke auf Italiens Boden von griechischer Hand, die Römer waren hoffnungslose Stümper und höchstens schlechte Nachahmer geblieben. Ehrfürchtig richteten sich die blauen Augen der blonden Krieger auf diese göttlichen Offenbarungen des griechischen Genius, und als ein Frevel, ein Verbrechen wäre es ihnen erschienen, ein solches Kunstwerk auch nur anzutasten. Die Vandalen waren einer der edelsten germanischen Stämme. Leider verweichlichten und verdarben sie später unter der Glutsonne Afrikas und den Genüssen des städtischen Lebens — aber rohe, sinnlose Zerstörer und „Barbaren" waren sie niemals und wurden sie nie.

Schon der byzantinische Geschichtsschreiber Prokopius, der im Gefolge Belisars den Zerstörungskrieg Ostroms gegen das Vandalenreich miterlebte, erzählt von den Vandalen, sie hätten einst Rom erobert und viel geplündert und geraubt. Aber erstens erzählt er nichts von Zerstörung, zweitens war er ein Byzantiner, drittens berichtet er von Dingen, die fast ein Jahrhundert zurücklagen; er verdient also wenig Glauben, wenn man ihm auch keine absichtlichen Lügen zuzutrauen braucht. Die Verleumdung entstand in der Renaissancezeit, und das hatte seine besonderen Gründe.

Tatsache war, daß fast alles an Kunstwerken in Italien zerstört lag. Als nun in der Renaissancezeit aus nationalen Gründen das Interesse an der antiken Kunst und Wissenschaft neu entstand, bedauerte man diese Tatsache — und schämte sich ihrer! Denn man wußte recht gut, wer diese Zerstörer und Vernichter waren. Vieles war wohl durch den berühmten „Zahn der Zeit" zerstört, aber mehr, viel, viel mehr durch Menschen, nämlich die Nachfahren der alten Römer. Die Kirche verdammte die Kunstwerke als „heidnische Greuel", gab sie der Zerstörung preis und ging selbst mit — schlechtem Beispiel voran. Nobili Roms und anderer Städte, Reiche und Reichgewordene benutzten die Kunstbauten als — Steinbrüche, um Material für den Bau ihrer Paläste zu gewinnen. Ja, man hat Götter- und andere Bildwerke zermahlen lassen, um aus dem herrlichen weißen Marmor (bekanntlich ist Marmor eine Kalkart) Mörtel zum Bauen herzustellen.

Diese wirklichen Greuel konnte man unmöglich der Welt erzählen, um die nicht zu leugnende Tatsache der Zerstörung der Kunstwerke zu erklären. Also suchte man nach einem anderen „Schuldigen" und erfand eine „Kriegsschuldlüge". Die Studien der Renaissancegelehrten brachten die Tatsache der Eroberung Roms durch die Vandalen 455 v. Chr. — also vor damals etwa 800 Jahren — in Erinnerung, nicht aber ihren wahren Grund. So hatte man einen „Schuldigen" gefunden, noch dazu einen, der sich nicht mehr wehren konnte. Und auf dessen Namen, den Namen unserer germanischen Namensbrüder, der Vandalen, häufte man nun all die Sünden, die Greuel, die man selbst begangen. Man sieht, Greuellügen damals wie heute!

Die biederen deutschen „Geschichtsschreiber" schrieben diese Lügen getreulich nach und brachten sie in die Schulbücher, so daß nun heute jedes deutsche Kind den Namen der Vandalen und damit den deutschen Namen in den Schmutz zieht.

Wir Heutigen wollen uns gegen diese Greuellüge empört wehren, diesen Schimpf abwaschen vom Namen unserer Vorfahren und aus unserem Sprachschatz das Wort „Vandalismus" verbannen.

Wie schreibe ich einen Kriminalroman?

Eine Anleitung von H. R. Eckert.

Hochverehrte gnädige Frau!

Ihr Brieflein überrascht mich ganz und gar. Bisher habe ich Sie immer für eine sehr geistreiche Dame gehalten, und nun stellt sich heraus, daß also auch Sie Detektivromane schreiben wollen. Wie kommen Sie eigentlich darauf? Aber es ist wohl zwecklos, eine Dame nach ihren Beweggründen fragen zu wollen. Nehmen Sie daher kurz die folgenden Ratschläge eines erfahrenen Kriminalromanschreibers zur Kenntnis:

Wer den Kriminalroman erfunden hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Hoffen wir, daß der Betreffende nicht mehr lebt. Er ist auch lange nicht so gefährlich wie der, welcher in Mode gebracht hat, daß bei jeder Schießerei immer ein hübsches blondes Mädchen dabei sein muß. Keiner hat größeren Respekt vor Damen als ich, besonders wenn sie immer dort sind, wo sie sein sollen, also in der Küche oder ausnahmsweise auch im Kino. Aber Sie werden zugeben müssen, daß sie ganz und gar nichts in Jeffersons Bouillonkeller verloren haben, oder in der dritten Hafenkneipe links der Stockholmer Freihafenstraße, oder in Whitechapel oder sonstwo. Sehen Sie, gnädige Frau, über genau dieselbe Frage ist auch schon mein Kollege Wodehouse, ein ausländischer Fachmann, interviewt worden, und er hat dazu erklärt:

„Es ist schrecklich mit diesen jungen Damen. Obwohl so eine Dame gewöhnlich schön, schlank und groß ist und graue Augen sowie Haar wie ein reifes Kornfeld besitzt, pflegt sie in der Regel nicht übermäßig intelligent zu sein. Sie hat obendrein nicht einmal mehr Gehirn als ein Maikäfer, und zwar als einer, der aus Versehen auf den Kopf gefallen ist. Zwanzig Mal schon konnte sie dem Tode entgehen. Sie weiß genau, daß die Nachtvogel-Banditen hinter ihr her sind, um die geheimen Schriftstücke zu rauben. Aber trotzdem — wenn sie mitten in der Nacht, gegen halb drei Uhr, einen Zettel empfängt mit dem Kommando „Komme sofort!", dann nimmt sie ihren Hut und folgt ohne Zögern dem Überbringer, einem einäugigen Chinesen mit niederträchtigem Grinsen und einer widerlichen Narbe quer auf dem ganzen Gesicht. Sie steigt ohne das geringste Bedenken in einen himmelblauen Wagen mit abgeblendeten Scheiben und läßt sich wie eine Ratte in die Falle locken. Kommt dann aber der Held des Buches, um sie unter großer Gefahr für sein eigenes Leben zu retten, dann will sie gar nicht gerettet sein, weil ihr ein unbekannter Mulatte aus Carolina erzählt hat, daß der Held dabei war, als ihr Bruder Jim ermordet werden sollte."

Sehen Sie, meine Gnädigste, mit diesem alten Trick dürften Sie also nicht arbeiten, wenn Sie Erfolg haben wollen. Allenfalls könnten Sie — ebenfalls auf Wodehouses Anregung — solche Heldinnen durch den Verbrecher töten lassen, dann aber bitte auch nicht nach der veralteten Methode. Bisher war es ja so, daß der Unhold das Mädchen in einen Keller unter dem Fluß lockte und es festband, während das Wasser im Keller immer höher stieg. Dann kam aber plötzlich irgendeiner, der das Mädchen mit aller Gewalt nicht sterben lassen wollte, und schon waren wir armen Leser die Lackierten. Vergessen Sie nie: es macht immer einen denkbar schlechten Eindruck, wenn man sich auf

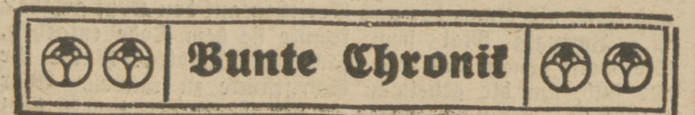
den Verbrecher in Ihrem Roman nicht unbedingt verlassen kann. Achten Sie auch darauf, daß der Schurke nicht zu erfinderisch wird. Es wäre ja wohl das Einfachste, schlug schon Wodehouse vor, wenn der Lump einen Revolver mit Patronen nähme und einfach im Dunkeln auf das Mädchen schösse, damit er in den Besitz der Geheimdokumente gelangt. Wie machte er es hingegen bisher? Zuerst band er die Dame auf einen Stuhl, dann brachte er einen Revolver an, dessen Lauf sich auf ihre Schläfe richtete. Danach befestigte er eine Schnur am Abzug, führte diese über einen Haken an der Wand, befestigte eine zweite Schnur an der ersten, führte diese auch über einen Haken, band einen Mauerstein an das Schnurende Nummer zwei und stellte dann ein angezündetes Licht unter das Ganze. Unheimlich! Das Licht sollte die zweite Schnur durchbrennen, der Mauerstein fallen, sein Gewicht die erste Schnur strammen und diese den Revolverabzug in Bewegung setzen. Natürlich kam immer im letzten Augenblick ausgerechnet ein gemeiner Windstoß, der das Licht auslöschte, oder der Mauerstein fiel dem Verbrecher selber auf den Kopf, so daß er — je nach Wunsch — halb oder ganz tot umfiel. So etwas ist also in jedem Falle überholt, gnädige Frau! Lassen Sie sich das von zwei erfahrenen Fachleuten sagen.

Achten Sie bitte ferner darauf, daß ihre Handlungen möglichst nicht auf Ozeandampfern oder in Flugzeugen spielen. Das kennt der Leser auch schon. Und wenn Sie etwas gereizt erwidern: „Ein Mord in einem Flugzeug wäre doch ganz gut, wenn z. B. alle Fenster und Türen geschlossen sind", dann brummt der verwöhnte Leser nur: „Das sind sie immer." In dieser Hinsicht ist es schwer, den richtigen Geschmack zu treffen. Onkel Willi darf nie der Schuldige sein, denn er liebt Pferde und saure Kirschen. Und auf die Industriellentochter und den Piloten, die ineinander verliebt sind, fällt auch niemand mehr herein, weil einem ihr ganzes Auftreten von Anfang an spanisch vorkommt. Ich habe einmal den Flugplatz-Detektiv selber den Mörder sein lassen. Das Manuskript liegt noch bei mir, und der Verleger geht seitdem grußlos auf der Straße an mir vorbei. Um nun aber zu einem positiven Abschluß zu kommen, empfehle ich Ihnen in Anlehnung an einen abweichenden Vorschlag meines Kollegen Wodehouse folgenden noch nie dagewesenen Schluß:

„Aber wenn Sie den Mörder kennen, Mister Donald, weshalb verhaften Sie ihn denn nicht?"

Der Detektiv lachte bitter und hohnvoll auf.

„Weil, mein lieber Freund, sich der Mörder ja gar nicht in den Kapiteln des Buches findet. Der Schuft war so gerieben, daß er sich nirgends anders zeigte als ausgerechnet auf dem Umschlag des Buches. Der Mörder des Grafen war nämlich — der Verfasser des Romans!"



Hexenriechen in Südafrika.

Ein im Swazi-Land in Südafrika ansässiger Missionar bemerkte unlängst, daß der Kraal eines Häuptlings unweit Hatikulu in Flammen stand. Als er mit einigen Begleitern zur Hilfeleistung herbeieilte, fand er unter den rauchenden Trümmern die verkohlten Überreste des Häuptlings, seiner drei Frauen und seiner drei Kinder. An dem Zustand der Leichen war sofort festzustellen, daß sämtliche Bewohner des Kraals von Mörderhand gefallen waren und daß die Täter den Kraal angesteckt hatten, um die Spuren ihres Verbrechens zu verwischen. Die unverzüglich herbeigerufene berittene Polizei nahm eine Anzahl von Mitgiedern dieses Stammes fest und ermittelte auch bald, daß Aberglaube die Ursache dieses Mordes gewesen ist. Durch verschiedene Unglücksfälle, die Angehörige dieses Stammes betroffen haben, sahen sich die Eingeborenen veranlaßt, einen „Zauberer" herbeizurufen, der nach dem dort üblichen System des „Hexenriechens" den Häuptling und seine Familie als die Urheber des Unglücks bezeichnete. Durch diese Mitteilung aufgestachelt, haben die Stammesmitglieder den Häuptling und seine ganze Familie auf grausame Art ermordet.

*

100 000 Frank-Einsätze in Monte Carlo.

Der Beschluß der französischen Regierung, die Glücksspiele Roulette und „Dreißig und Vierzig", die bisher in den französischen Spielkasinos streng verboten waren, offiziell zuzulassen, um damit eine neue, willkommene Einnahmequelle für den Staat zu schaffen, hat in dem berühmten Kasino von Monte Carlo nicht gerade Begeisterung erweckt. Die genannten Glücksspiele waren bisher ein Monopol von Monte Carlo und zogen jährlich Tausende von Besuchern dorthin. Um einem katastrophalen Rückgang der Einnahmen vorzubeugen, der bereits leise eingesetzt hat, hat die Leitung des Spielkasinos beschlossen, das Minimum des Einsatzes von 5 französischen Franken auf 1 herabzusetzen, und gleichzeitig als höchsten Einsatz Summen bis zu 100 000 Franken zuzulassen. Damit wird sogar San Remo, dessen Kasino bisher für die höchsten Spiele bekannt war, übertroffen. Durch diese Maßnahme hofft die Spielleitung von Monte Carlo, allen Schwierigkeiten, die sich abgesehen von der allgemeinen wirtschaftlichen Depression aus der Verfügung der französischen Regierung ergeben, wirksam zu begegnen.

*

Eine furchtbare Warnung.

Auf der Chaussee, die in den Ort Comacalco in Veracruz führt, sah man dieser Tage ein entsetzliches Bild. An einem mächtigen Baumzweig hingen die Leichen von vier Männern, deren Körper mehrere Schußwunden aufwiesen. Daneben war ein Zettel befestigt, der die Aufschrift trug: „Warnung! So ergeht es jedem Straßenräuber!" Die Erschossenen waren früher Beamte einer mexikanischen Ölgesellschaft. Wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten wurden sie vor längerer Zeit entlassen. Eines Tages unternahmen sie auf der Landstraße einen frechen Überfall auf einen Geldtransport, der für ihre frühere Firma bestimmt war. Bei dem Kampf, der sich entspann, wurden zwei Begleiter des Transports tödlich verletzt. Mexikanische Polizisten nahmen die Verfolgung der Täter auf. Es gelang ihnen, die vier Burschen festzunehmen. Sie machten mit den Raubmördern kurzen Prozeß und schossen sie über den Haufen. Die Leichen hängten sie zur Warnung an den nächsten Baum.



„Kraft und Schönheit!"



„Mensch, du hast ja 'ne kahle Stulle?"

„Mit dem Schmalz, was druff war, habe ich mir jesen Sonnenbrand einjerieben!"

*

Rutschbahn.

„Das Leben ist voller Gegensätze."

„Wie kommst du darauf?"

„Ich habe mich in der Ringbahn verlobt, und bin in einer Kreuzungskurve übereingekommen, mich scheiden zu lassen."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.